

Kritik

Volker Ullrich

Ein Staat von Moskaus Gnaden

Eigenwillig, aber anregend:

Wolfgang Leonhard erzählt seine Geschichte der DDR

Der Name Wolfgang Leonhards ist untrennbar verbunden mit seinem bedeutendsten Werk, dessen Titel zum geflügelten Wort wurde: *Die Revolution entlässt ihre Kinder*, erschienen 1955. Im vergangenen Jahr erschien die 23. Auflage, weit über 600.000 Exemplare wurden bisher verkauft. Leonhards Erfahrungsbericht prägte das westliche Bild von der stalinistischen Sowjetunion der späten dreißiger und frühen vierziger Jahre – und von der Frühgeschichte der sowjetischen Besatzungszone in Deutschland nach 1945.

Nun hat der mittlerweile 86-Jährige ein neues Buch vorgelegt. Der Titel irritiert zunächst, denn Leonhard verließ das Land, noch bevor die DDR gegründet wurde, und er betrat es erst wieder im Dezember 1989, als die DDR bereits in den letzten Zügen lag. Dennoch hat er immer lebhaften Anteil genommen an der Entwicklung des zweiten deutschen Staates und dem Schicksal seiner Menschen. Was das Buch lesenswert macht, sind seine zum Teil recht unorthodoxen persönlichen Ansichten, die in manchem abweichen von den gängigen Lesarten zur deutsch-deutschen Geschichte in Zeiten des Kalten Krieges.

Auf den ersten hundert Seiten bietet Leonhard allerdings nicht viel mehr als eine Zusammenfassung dessen, was bereits ausführlicher in *Die Revolution entlässt ihre Kinder* zu lesen war. Interessant wird es, wenn er über seine frühen Erfahrungen in der Bundesrepublik berichtet, in die er im November 1950 kam. Eindringlich schildert er die Angst davor, in die DDR verschleppt zu werden – eine Angst, die keineswegs grundlos war, wie er den Stasi-Akten nach der Wende entnehmen konnte. »Gerettet hatten mich der Tod Stalins und die Ereignisse vom 17. Juni 1953.«

Die Darstellung des 17. Juni weicht deutlich ab von dem liebevoll gepflegten Bild der Feierstunden zum »Tag der Deutschen Einheit«. Ja, sagt Leonhard, es war ein Volksaufstand, aber die Menschen in der DDR seien nicht auf die Straße gegangen, um die Bundesrepublik zu preisen, sondern um für eine freiheitliche Entwicklung im eigenen Lande einzutreten. »Die Forderungen nach der Einheit Deutschlands waren keineswegs die lautesten, und oft waren sie kritisch gegenüber beiden Staaten.«

Hart geht Leonhard mit den zögerlichen Reaktionen des Westens auf die

Errichtung der Mauer in Berlin am 13. August 1961 ins Gericht. Einige geharnischte Warnungen an die Adresse Moskaus hätten ausgereicht, um den Mauerbau zu stoppen. Die Vorstellung, dass das womöglich Krieg bedeutet hätte, nennt er »grotesk«. Woher er diese Sicherheit nimmt, bleibt indessen im Dunkeln.

Leonhard nennt die DDR »eine bürokratische Diktatur von Moskaus Gnaden«. Die Frage, ob es überhaupt jemals die Chance für einen freiheitlich-sozialistischen Weg in der DDR gegeben habe, wirft er immer wieder auf, und er beantwortet sie im Zusammenhang mit der Schilderung des Prager Frühlings 1968, auf den er »persönlich sehr große Hoffnungen gesetzt« habe. Spätestens mit der Niederwerfung dieses Reformexperiments sei die Chance für einen »Sozialismus mit menschlichem Antlitz« verspielt worden.

Überraschend kritisch fällt das Urteil über die Ostpolitik der sozialliberalen Koalition seit 1969 aus. Egon Bahrs Konzept des *Wandels durch Annäherung* erklärt Leonhard schlicht für illusionär. »Sich einer Diktatur anzunähern, in der Hoffnung, sie würde sich dadurch wandeln, hielt ich für einen Irrtum.« Stattdessen hätte die Devise lauten müssen: »Annäherung bei Wandel!« Das heißt, die DDR-Führung hätte Vorleistungen etwa in Form von Erleichterungen für die eigene Bevölkerung erbringen müssen, bevor man mit ihr in Verhandlungen hätte eintreten dürfen. Hier stellt sich die Frage, ob dies tatsächlich eine gangbare Alternative darstellte, oder ob nicht gerade die Entwicklung in den achtziger Jahren denen Recht gegeben hat, die auf das Konzept *Wandel durch Annäherung* gesetzt haben.

Was die friedliche Revolution von 1989 angeht, so relativiert der Autor die Bedeutung des 9. November, jenes Tages des Mauerfalls. Stattdessen sieht er im 9. Oktober, dem Auftakt der Leipziger Groß-

demonstrationen, das entscheidende Ereignis, weil damit in der ganzen DDR »der Bann gebrochen« worden sei. Wiederum übt Leonhard harte Kritik, diesmal am »überhasteten« Prozess der Vereinigung der beiden deutschen Staaten. Zunächst hätten die Bürger in der DDR die Möglichkeit erhalten müssen, eigene demokratische Vorstellungen zu entwickeln. Erst danach hätte Schritt für Schritt eine engere Zusammenarbeit mit der Bundesrepublik und schließlich die Vereinigung verabredet werden können.

Auch hier muss man wieder fragen, ob dies eine realistische Option war. Drängte nicht gerade eine Mehrheit der Menschen in der DDR auf rasche Vereinigung. Es war Helmut Kohl, der als einer der ersten diesen Stimmungswandel erkannte und politisch zu nutzen verstand. Unerfindlich bleibt, wie Leonhard dennoch feststellen kann, die Person Kohls habe bei den ersten freien Wahlen zur Volkskammer im März 1990 »keine entscheidende Rolle gespielt«.

Im letzten Kapitel schildert Leonhard Begegnungen nach 1990 mit den Weggefährten von einst, darunter Mitschüler aus der Zeit des Moskauer Exils, Peter Florin, Markus Wolf und Werner Eberlein. Bestürzend wird hier das Maß an Realitätsverleugnung führender SED-Kader deutlich.

Mag man nicht allen Urteilen Wolfgang Leonhards folgen: Auch sein neues Buch ist eine anregende Lektüre, weil es zur Auseinandersetzung einlädt und zum Widerspruch reizt.

Wolfgang Leonhard: Meine Geschichte der DDR. ROWOHLT BERLIN VERLAG, Berlin 2007, 268 S., € 19,90.



Volker Ullrich (*1943) ist Historiker und Publizist; er leitet seit 1990 das Ressort *Politisches Buch* bei der ZEIT in Hamburg. ullrich@zeit.de